

# BUNTE WELT

Nr. 34

Unterhaltungsbeilage

1935

Heinrich Martin:

## Der Stammbaum

Die Sonne senkte sich hinter St. Niklas. Ueber die Karlsbrücke, funkelnd im vergehenden Licht, schritten Eilige und Geruchsame, Müde, Hungerige und Durstige. Zu den Bühen der Heiligen kauerten Bettler, streckten die Arme aus, bittend um eine Gabe. An den Ufern der Moldau wurden die ersten Lichter angezündet, spiegelten sich wider im friedlichen Bild des Stroms. Es war jene Stunde, in der die Prager Bürger zum Stammtisch zu eilen pflegten. Um beim Hellen oder Dunkeln die Ereignisse des Tages im allgemeinen und der bewegten Zeit im besonderen durchzusprechen. Milde steigt dabei der Tabakrauch aus Zigarre oder Pfeife, Kraut und Knödeln. Die Wände des Beisels, gebräunt vom Alter, sind stumme Zuhörer. Ihr glaubt nicht mehr an solche Idylle in unserer aufregenden, nervenzermürbenden Epoche? Geht nur auf die Prager Kleinseite, sucht nur eines der abseits liegenden, in verstaubter Gasse behelmelten Wirtschaftshäuser auf. Dort findet ihr all das noch: die Stammtische und die vertäuschten Wände, Tabakspfeifen nebst behaglichen Bierbänken. Plüschsofa mit gehäkelten Decken. Das Verschollene wird hier gepflegt, die Tradition lebendig erhalten. Um jeden Preis. Auch um den der Rückständigkeit.

So saßen sie also zusammen. Der Fünf-Männer-Stammtisch im Wirtshaus „Zur goldenen Angel“ am Kleinfelder Ring. Der Herr Apotheker, der Herr Bahntechniker, der Herr Vorstand von irgendwas, der Herr Rat und auch ein zünftiger Herr Schneidermeister. Sie waren bereits bei der sechsten Runde angelangt, auf blankgeschauerten Tischen leuchtete das weiß und goldene schäumende Bier in hohen Krügen. Sie sprachen nicht allzu viel, diese fünf Herren, sie genossen mit Andacht das wahrlich ehrfurchtverdienende Bier, und ihre Kleinbürger-Seelen freuten sich, daß es für sie noch einen Winkel gab, in dem sie voll Behagen des Lebens leiblichen Genüssen fröhnen durften. Manchmal sagte der Herr „Vorstand von irgendwas“ „ja, ja“, der Herr Apotheker meinte dazu „gewiß“, „gewiß“, und die anderen Drei waren genau der gleichen Ansicht. Es herrschte seltene Harmonie in diesem Spitzweg-Idyll, und man hätte es mitunter übertragen gemühsücht auf die Zeit, auf die Verhältnisse, auf die ganze Politik.

Heute war die Atmosphäre jedoch anders. Spannung lag in der Luft. So wie es vor großen, besonderen Ereignissen der Fall ist. Der Herr „Vorstand von irgendwas“ stopfte sich die Pfeife. Bündete sie an. Tat ein paar tiefe Puffer. Sagte schließlich: „In drei Tagen wird also die Hochzeit sein.“ Der Herr Lehrer nickte. „Ich habe die Braut schon einmal gesehen. Man zeigte sie mir am „Graben“. Ein hübsches Fräulein.“ — „Kraut ist der Adel“, bemerkte jetzt der Herr Bahntechniker. „Die Ahnen dieses hübschen Fräuleins reichen bis ins sechzehnte Jahrhundert zurück.“ Der Herr Schneidermeister seufzte. „Wer doch auch einen solchen Stammbaum aufzuweisen hätte. Ich kann mich kaum noch an meinen Großvater entsinnen. Er verkaufte Würstel am Kohlmarkt.“ Träumerisch

blickte der Herr Rat auf die weiße Schaumkrone seines frischgefüllten Glases. „Die Trauung soll ganz groß gefeiert werden. Ja, ja der Adel. Der versteht es noch, Feste zu feiern. Als ich noch jung war, da gab es ihn noch. Da konnte man was erleben.“ — „Sind Sie jemals zu einer so prunkvollen Hochzeit eingeladen worden?“ fragte der Herr Schneidermeister mit dem Würstel-Großpapa spitz. Der Herr Rat rühte etwas unruhig auf seinem Stuhl. „Nun, nein. Ich selbst, direkt, nicht. Aber man hört doch allerlei. Und die Zeitungen berichteten damals spaltenlang davon. Heute ist ihnen ja alles andere wichtiger. Jeder Mord, jeder Diebstahl, Mode, Politik. Als ich noch jung war . . .“ Der Herr Rat tat einen tiefen Schluck des Gedanken.

Der Herr Bahntechniker, der bis jetzt zugehört hatte, meinte: „Immerhin, sie heiratet einen Fürsten der Hochfinanz, dieses hübsche Fräulein. Einen Fürsten des Geldes, keinen des Adels.“ „Die Zeiten haben sich eben geändert“, sagte nachdenklich der Herr Schneidermeister. „Der Adel ist verarmt.“ Dem Herrn Rat traten, als er dies hörte, Tränen in die Augen. Er selbst lebte von einer bescheidenen Pension. Doch er war ja „nur“ ein schlichter bürgerlicher Beamter gewesen. Daß es aber auch Menschen geben sollte, deren Stammbaum Jahrhunderte zurückreichte — einfach unvorstellbar. Nach dem siebenten Glas wurde der Herr Rat immer etwas rührselig. Seine Freunde fürchteten diese Stimmung. Daher lenkte der Herr Lehrer schnell ab. „Immerhin sollten wir uns in diesem Fall freuen. Der Adel vereint sich mit dem Bürgertum. Wir müssen zusammenhalten gegen die Arbeiter. Sonst wachsen sie uns noch über den Kopf.“ — „Sehr richtig“, der Herr Rat atmete getrübt auf. „Ganz Ihrer Meinung, lieber Stammtischbruder.“ — „Es sollen viele auswärtige Gäste kommen“, mischte sich jetzt der Herr „Vorstand von irgendwas“ wieder ins Gespräch. „Höher und höchster Adel. Aus Italien, aus Deutschland . . .“

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür des raucherfüllten Beisels. Es war schon spät. Fast Mitternacht. Ein unbekannter Gast trat ein. Der Fremde mochte etwa vierzig Jahre zählen, war groß, schlank, mit gewarnten Geistes und Manieren. Er schien den Stammtisch-Kleinbürgern äußerst elegant. Das farbige Seidenhemd, die bunt wehende Krawatte, dazu Halbschuhe von rötlichem Gelb, am kleinen Finger der linken Hand ein Ring mit riesigem blaugrünem Stein.

„Willen“, flüsterte der Herr Schneidermeister, „daß es einer ist, der zur Trauung der böhmischen Gräfin geladen wurde? Sein Anzug, die Schuhe, der Ring. Ganz unpragerisch. Ich möchte meinen Kopf dafür geben: das ist ein italienischer Fürst. Die Italiener lieben das Bunte. Ich weiß es. Denn ich wäre beinahe einmal nach Rom gereist.“

Der Herr Rat wiegte den mit letzten wenigen Haaren bedeckten Kopf auf seinem etwas ängstlich herabfallenden Schültern. „Ein

italienischer Fürst? Das bezweifle ich denn doch. Sehen Sie die Unterlippe. Echtes altes Habsburg. Ich glaube bestimmt, wir haben ein Mitglied des ehemaligen Herrscherhauses leibhaftig uns gegenüber sitzen.“ Die anderen wußten nicht recht, wem sie zustimmen sollten: dem Rat oder dem Schneidermeister. Eifrig flüsterten sie miteinander, zankten und berieten sich. Was für eine Sensation um Mitternacht. Einbruch der großen Welt in ihre kleine Idylle. Aufregend war das Ganze.

Der Fremde hatte sich inzwischen bereits drei Biere zu Gemüte geführt. Er trank mit gutem Zug. Es schmeckte ihm sichtlich. Ueber sein jugenhaft-fröhliches Gesicht, das weder Sorgen noch Nummer zu kennen schien, breitete sich verbindliches Lächeln, als vom benachbarten Tisch ein Herr auf ihn zutrat, sich tief verbeugte und sagte: „Ich bitte sehr um Verzeihung, daß ich Sie störe. Aber meine Stammtischbrüder und ich, wir haben eine Wette abgeschlossen. Der Herr Rat“ — der Schneidermeister machte dabei eine höflich-hinweisende Bewegung, „behauptet, Sie seien sicher ein zur Trauung der Gräfin Kinsky geladener Gast. Ich bin durchaus der gleichen Ansicht, denn ich erkenne an Ihrer Kleidung — gestatten Sie, Schneidermeister Kalkirel — den Fremden. Dafür habe ich von Berufs wegen einen untrüglichen Blick. Nur — der Herr Rat meint, Sie seien ein Mitglied des ehemaligen Herrscherhauses der Habsburger-Monarchie. Ich hingegen glaube, in Ihnen einen italienischen Fürsten erkennen zu dürfen. Nochmals Entschuldigung, aber würden Sie die große Freundlichkeit haben, uns zum Austrag der Wette zu verhelfen? Es geht rund heraus gesagt, um drei Lagen Smidover. Sie werden verstehen, mein Herr . . .“

Der Unbekannte lächelte. „Ich verstehe durchaus. Denn ich weisse seit einigen Tagen in diesem geeigneten Land und habe bereits sämtliche Marken hellen und dunklen Bieres erprobt. Obwohl ich persönlich dem Risner den Vorzug gebe, so sei doch bei Gott nichts gegen gut abgelagertes Smidover gesagt. Nun, hiermit sollen Sie es wissen. Ich bin allerdings ein Hochzeitsgast der böhmischen Gräfin Kinsky. Doch stamme ich weder aus dem Haus der Habsburger noch aus der italienischen Aristokratie. Ich bin, um es kurz zu machen, ein Fürst aus deutschen Landen, nämlich aus Württemberg. Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle? Fürst Siegelburg. Von und zu Siegelburg. Da aber keiner von Ihnen beiden die Wette gewonnen hat, so sollen Sie dennoch nicht um Ihre drei Lagen kommen. Gestatten Sie, daß ich sie ausbebe? Und mich zugleich in Ihrer Mitte daran beteilige? Sie würden mir ein großes Vergnügen gewähren.“

Die Stammtischbrüder murmelten, daß sie hoch erfreut seien, dem illustren Gast auf ihrem Plüschsofa Platz anbieten zu dürfen. Es sei eine geradezu unvorstellbare Ehre für sie. Der Fürst setzte sich leutselig zu den Fünfen. „Am übrigen, meine Herren“, sagte er, „damit Sie keinesfalls an meinen Angaben zweifeln, hier meine Dokumente.“ Er zog ein vergilbtes

Papier aus der Tasche. Reichte es herum. „Bitte, lesen Sie selbst. Meine Urgroßmutter: Elsa von Freudenfels. Mein Großvater väterlicherseits: Adolar von Siegelburg. Mein Schwager: Carol von Wlasienberg.“

Sie sahen ihn an, den großen edlen Reden. Die Fünf. Es war ein Starren in Ehrfurcht und Ergebenheit. Sie fanden keine Worte. Bis das Smichower kam. Und ihre Zungen löste. Da gab es ein „Freut mich ungeheuer“, „Wie gefällt es Hoheit in Prag“, „Waren Hoheit schon auf dem Pradchin?“. Erst allmählich wurde es formloser. Der Fürst begann Wiße zu erzählen, kleine schlüpfrige Wißchen, sehr pikant — wie sicherte da der Herr Mat, wie rieb sich der Herr „Vorstand von irgendwas“ angeregt die Hände, der Herr Schneidermeister fuhr sich mit dem Bänglein lüftern über die Lippen, der Herr Lehrer lächelte milde, und der Herr Jachtechniker dachte, daß es nun wohl bald an der Zeit sei, ins Bordell zu gehen. . . Da öffnete sich abermals die Tür. Und wieder war es ein Fremder, der den Raum betrat. Ein gemessener älterer Herr. Er sah sich im

Zimmer um, erblickte den „Fürsten“, ging schnell auf ihn zu und erklärte ihn für — verhaftet. Empört rief das Schneiderlein: „Hier muß ein Irrtum vorliegen, Herr Detektiv. Das ist doch der Fürst Siegelburg.“ Der Beamte schmunzelte: „Keineswegs. Das ist Karel Procházka, wir suchen ihn schon eine ganze Weile wegen Einbruchdiebstahls.“ — „Ausgeschlossen, Herr, sehen Sie sich seine Dokumente an, seinen Stammbaum, dann muß sich sofort alles aufklären.“ Der Detektiv nahm das vergilbte Papier, das man ihm reichte. Schmunzelte von neuem: „Ist auch gestohlen. Und zwar aus dem Verberzieher eines Hundebesizers, der den Verlust schon auf unserem Polizeikommissariat angezeigt hat. Bei diesem Dokument handelt es sich nämlich um den Stammbaum eines Hundes, meine Herren, nicht um den eines Menschen. Und Procházka ist Procházka. Daran läßt sich nichts ändern. . .“ Die Fünf sahen schweigend, mit bedrückten Mienen. Draußen verhallte der Schritt des Detektivs und seines Delinquenten in der Sommernacht. Am Himmel lächelte ein runder Mond spöttisch.

ten, einem langen Gruß, einem Gruß, der geboren war aus stumpfer Resignation und verzehrender Sehnsucht — —, eine Antwort hatte er nicht mehr bekommen —. Vielleicht war die Antwort verloren gegangen —. Vielleicht ging sie auch als „unbestellbar“ zurück, denn kurz darauf wurde er gefangen genommen. Hier, in der Kriegsgefangenschaft, ging ihm, im Trubel der ersten Monate die Spur nach Hause verloren —. Er vergaß —. Er ertrank im Neuen, Vielfachen, im Schmerzlichen und Schönen, das ihn umbrandete.

Bis ihn plötzlich, übermächtig und unbestimmbar, ein fressendes Heimweh ergriff —. Bis ihn plötzlich ein scheinbar sinnloses Gefühl der Angst überwältigte, ihn herausriß aus dem Boden, in den er sich hineingelebt hatte, ihn fortzwang und forttrieb und, sich selbst kaum bewußt, hinpülte in das kleine verträumte Dorf seiner Heimat. . .

Und jetzt, jetzt gleich würde er sie sehen —, sie und alles, was zu ihr gehörte — —, die Heimat, das kleine Dorf, um das immer die müden Schleier weltferner Verunsicherheit zu schweben schienen, das Häuschen am Hügel und sie, die Frieda —. Ein fieberndes Glänzen trat in seine Augen, aber auch die Irrlichter der Angst fladerten in ihnen auf, einer Angst, die rätselhaft war und die zu zergliedern, er sich nicht traute, die ihm aber die Kehle zuschnürte, während er schneller und schneller ausschritt.

## Wiederkehr in den Tod

Von P.

Als der jetzt 42-jährige Fritz O. dieies Tage in sein Heimatdorf . . . . in . . . . zurückkehrte, mußte er zu seinem Entsetzen feststellen, daß ihn seine Frau für tot erklärt und seinen besten Freund geheiratet hatte. Fritz O. war während des Krieges von den Russen gefangen genommen worden und seither verschollen. Als er jetzt, 18 Jahre nach Kriegsende, zurückkehrte und seine Frau mit seinem besten Freund verheiratet fand, ging er in den Dorfsack und ertränkte sich. Eine Reizungsnotia.

Immer stärker, immer hämmernder, immer wilder klopfte sein Herz, als er sich dem Heimatdorf näherte —. Gleich mußten die ersten Silhouetten der schmalen, verstreuten Häuser im Nebeldunst des Frühmorgens auftauchen —. Die Kirche mit dem spitz in den Himmel vorstoßenden Turm, der immer zu schaukeln schien, wenn der Wind zornig an ihm vorbeifuhr —. Und, ein wenig abseits, wie an den sanft aufsteigenden Hügel geklebt, der das Dorf umschloß, lag es, das Haus, sein Haus. . .

Fritz strich sich über die Stirn — —. Auf seinen harten, von Sonne und Wind ausgefärbten Wangen brannten fiebrige rote Flecken. „Mein Haus,“ murmelte er und machte mit der linken Hand eine unsäglich ängstliche Bewegung, eine Bewegung, die müde, panisch erschreckt und erwartungslos zugleich war, „mein Haus —. Und die Frieda —.“ Unwillkürlich beschleunigte Fritz seine Schritte — —. „Ob man ihn wiedererkennen würde —?“ so grübelte er. „Zweihundzwanzig Jahre war es jetzt her, daß es ihn fortgespült hatte, dieses fürchterliche, erbarmungslose Etwas, das man „Krieg“ nannte — —. Genau ein Jahr war er verheiratet gewesen, genau ein Jahr, als er hinaus mußte in das Grauen, mit Gott, für Kaiser und König, und fürs Vaterland. . . .

So hoffnungsvoll hatte alles ausgesehen bis zu jenem Unglückstag, so solide und zukunftsfähig — —. Tüchtig war die Frieda und anständig, die kleine Schloßerei ging gut, ein wenig Land hatten sie auch, und wenn er am Abend in tiefen Schlaf sank, spielte die Zufriedenheit hinein in seine gesunde, traumlose Nacht —. Er wußte, daß er wieder einen Schritt weiter gekommen war — —. Dann kam die riesige Hand, die alles hinwegwischte, hinweg-

wischte wie einen Schatten, so gründlich Lebensstränge und die kleinen Glücksempfindungen seines Alltagslebens ins Unwirkliche versanken — —.

Fritz ließ seine Gedanken weitergreifen — bis er, innerlich stotzend, zu jener wüsten, blutigen Nacht kam, in der sie ihn, zerseht und besudelt, aus dem Graben herausholten und er Kriegsgefangener wurde — —.

Im Trommelfeuer der Russen hatten sie gelegen, in einem wilden, heimtückischen Feuer, das nicht nachließ, sondern von Stunde zu Stunde zunahm an zerstörungswütiger Grausamkeit. Die rückwärtigen Verbindungen waren zertrümmert, die Telephondrähte zerrissen, die eigene Artillerie hatte, der Teufel mochte wissen weshalb, längst aufgegeben. Wie die Tiere, so hockten sie im Graben, hingelauert in Schlamm und Lehm, ausgezehrt, mitten in dieses mörderische Wüten. Mut und Angst im Herzen und das Gefühl grenzenloser Ohnmacht wie einen würgenden Klotz in der Kehle —.

Und wie eine Erlösung empfanden sie es da, als schließlich das Trommelfeuer aufhörte, und eine unheimliche Ruhe über den blutenden Menschenader schlich —. Wie eine Erlösung, wenn sie auch wußten, daß diese Ruhe nur ein Trugbild, daß es die Ruhe vor dem Sturm war — —. Als dann die Russen vorstießen, geschah es —. Ausgepumpt, erschöpft, vor Hunger und Kälte zitternd, vor einer Uebermacht eingefesselt, konnten sie nicht lange widerstehen. Die meisten fielen, ein paar entwichen, mitten durch die geloderten Verbände der Gegner hindurch, und Fritz geriet mit einer Anzahl von Kameraden in Gefangenschaft —.

Dann kam eine lange Zeit —. Gefangenschaft, Revolution, das neue Rußland, Fabrikarbeit, dann Ansiedlung in der wolgadeutschen Bauernrepublik. Was gewesen war, sank in ein trübes Meer des Vergessens —. Frieda und das kleine, verträumte Dorf mit dem Häuschen am sanft ansteigendem Hügelabhang —. Nie mehr hatte er geschrieben —.

Vor 20 Jahren, so erinnerte er sich, hat er ein letztes Lebenszeichen von sich gegeben — —. Eine Feldpostkarte, mit ein paar kargen Wor-

ten stand er vor der Türe —. Griff zur Glocke und ließ die Hand kraftlos wieder sinken — —. In seinem Gehirn arbeitete es —. Entsetzen sprach aus seinem geprehtem Mund, aber auch die Wier einer Sehnsucht, die aus innersten Tiefen aufgebrochen war. Doch dann, mit verzerrten Zügen und weit geöffneten Augen, griff er doch zu, zog und fuhr zusammen, als der schrille Ton des Läutwerkes die morgendliche Stille durchbrach.

Schritte ertönten —. Ein Schloß drehte sich knarrend herum, in schmalen Spalt öffnete sich die Türe —. Eine Frau blickte neugierig und besorgt heraus —, es war Frieda — —. Ihm war, als ginge ein Zug des Erschreckens über ihr Gesicht, als würde sie blaß, totenblau und Fritz wollte ihr schon, stammelnd, selig und erlöst, ihren Namen entgegenrufen, als die Frau mit ruhiger, aber geprehter Stimme fragte:

„Was wünschen Sie?“

Fritz brachte keinen Ton heraus —. Brennende Rote stieg ihm in die Stirn, seine Lippen zuckten, ihm war, als müsse er vergehen an dem, was in seinem Innern brannte —.

Jetzt war hinter Frieda der breite Schatten eines Mannes sichtbar geworden. Die Türe öffnete sich nun etwas mehr, ein untersehter, korpulenter Mann trat neben die Frau und wiederholte mit erstauntem, mißtrauischem Gesicht und ungeduldiger Stimme die Frage, die vorher die Frau gestellt hatte:

„Was wünschen Sie?“

Fritz erkannte ihn; es war Ernst, der Kleinhausler, der einst sein bester Freund gewesen war —.

„Wer ist die Frau —?“ fragte Fritz heiser und schnitt vor Schmerz eine Grimasse, während sein Finger auf Frieda gerichtet war.

„Das geht Sie gar nichts an,“ sagte der andere sehr laut und drohend, „sind Sie verrückt? Was wollen Sie überhaupt —?! Das ist meine Frau —!“

Fritz hob die Hand, als ob er den Untersehten schlagen wollte — —. Doch die Hand fiel kraftlos zurück. Er zitterte am ganzen Leibe. Sein Mund bewegte sich, als ob er redete. Aber kein Ton kam aus seiner Kehle. Dann

wandte er sich wortlos um und ging fort, mit langen, wankenden Schritten wie ein Trunkener.

Drei Tage später fand man im Dorsteich die Leiche eines Mannes. Bei der Durchsichtung des Toten entdeckte man Papiere, die auf den Namen jenes Friß O. lauteten, der vor 22 Jahren in den Krieg gezogen und seit 20 Jahren verschollen war —.

# Hänsel un Gredel

Wie's a sächsisches Gindermäddchen erzählt.

Von Lene V o i g t.

Da is ämal ä Holzhaiderischehepaar gewäsen. Die wohnten die im Walde drinne in äner Hütte. Se hatten zwoe Ginder Hänsel un Gredel. Das warn jähr sichelnde Wärlchen, drachdäm se doch noch nie in äne Großstadt neingenomm warn. Sie's nu mal wieder Frißlink wurde un de Leite in di Schtadt mit's Heizen uffheerten, gehete dr Baba Holzhaider eenes Abnds mit forchtbar schlächter Laune heeme. Alle seine Holzbindel brachter wieder mit, weil'r nich ä enzches hatt vergoofen genn. Merich dat'r mächtig schimpfen, weil de Gardoffeln mit Härink heite so ä gomischen Nähmgeschmack hätten, un schließlich nahm'r seine Frau beiseite un se duschelten eifrich mitemander. „Bechte, Marda,“ sachte dr Holzhaider, „so geht das eesach nich weiter. Hier uns zwoea, da langts ja grad noch, aber de Ginder missen uff gut Glid jälwer in de Wäلت nausloofen un sich durchzufinden suchen. Se hamn ja alle beede ä angenähmes Eihere, da wärdse schon eener adobieren.“ De Mama weente ärscht ä häbbchen, aber dann gabse ihrn Manne recht. Se saachte bloß: „Mit mein Verichtande säh'ch das ja ein, heechstns mitn Härzen nich.“

Un so wurde glei am nächsten Morchen dr Kalkern ihr Plan ausgeföhrt. Se braachen alle zusam kriech un sächse uff, un wie Hänsel un Gredel im schneisten Schbieln im Walde drinne warn, zwochen de beeden Alden sachte Reine. De Ginder märkten ärscht, dafse allene warn, als Gredel fimsfmal hinternander niesen mußte un ä Schnubbuch brauchte. Da rief se nach dr Mama, weil die's Familicher, daschenduch immer in dr Schärze druuch. Wie geene Antwort gam, bläkten alle beede laut nach ihrn Kalkern dorch'n Wald, un schließlich meente Hänsel: „Ach Gwatsch, jeh heern mi uff, sonst wärn mi heifer.“

Widdertweile warsch finster geworden, un de Ginder fanden sich nich mäher jurid. Schon wollten se sich ins Noos niederbaun un benn' da sahense ä Lichtchen dorch de Weime schlunzen. „Manu“, meente Gredel verwundert, „was gennte, denn das sin?“ — „Nu, vielleicht ä Wärdterhäuschen“, saachte Hänsel, un se laatschten uff die Schtälle druff zu.

Da gabs nu äne große Iverraschung. heh! Se gam nämlich an ä aleenes Heischen, das ganz un gar aus Käfferguchen gebaut war. Wie uff Gommando fingen de beeder Ginder an zu gnabbere, jedes an eener Eck. „Wenn mi in dr Mitte sin, dräffen mi uns“, feierte Hänsel un zerbis mit Gegrache äne Niesenmandel. Da uff eemal biebste äne dinne Schtimme hinter dr Diere:

„Gnussber, gnussber, gnüsschen, wär mäht'n da rum an mein Heischen?“ De Ginder schwindelten frehlich: „Das is dr Wind, de gannit's uns gloom. Där raschelt dorch'n Abbelboom.“

Bläglich dat sich de Diere uff, un äne greiliche alde Häre schand vor Hänsel un Gredel. „O Nieve, dies is ja mäher als reif hier Schteinachen“, grinst dr Junge un gnabberte unscheneri an dr Dachrinne, die aus lauder Pagriegen war. Da meente de Häre: „Färschtel eich nich vor mir, ihr gleen' Vorbse, ich war nämlich ooch ämal junk un scheen.“ „Nu, das aber lange här sin!“, feierte Gredel un haude ä Zuggergandfänger ein. De Alte lächelte sauerfiese un saachte dann: „Ihr miht nu aber ooch äwas Warmes in de Därme neingriechen, Ginderchen. Gomme mit nein bei mich, ich habe grade was Reines gegoht.“

Hänsel un Gredel ließen sich nu bewärten un verdiläkten in äner halm Schtund äne Schißel Greibchensubbe, jeder zwoe diefe Däller Baldaun un hinterhär noch äne ganze Därrine mit Backflaum. Nacheds mußte Gredel 's Geshär uffwaschen, un Hänsel wurde in dr Schtall geschickt zum Brigäddschichten. Uff eemal märkte dr Junge, dah'n de Alte von außen eingeriechelt hatte. Das war'n nu schon nich ganz geheier. Un richtig, de Häre hatte ooch wärllich äwas ganz Schreihliches vor mit dem Gleen'. Se war nämlich äne leidenschaftliche Ginderfräfferin, un das saachte se ooch noch ganz fräch zu där arm' Gredel, die grade Feier machen mußte. „Ich hole mi bloß noch ä Wärtelfund Vaniermähl aus dr Schbeisegammer,“ meente de Alte, heize drweile ein, was de gannst, denn dei Bruder is ä Droggobb, där wärd wohl ziemlich lange schmorn misen, bis 'r aar is.“ Dadrmit humbelste se naus aus dr Giechdiere.

Weil nu aber Gredel so dichtsich wein mußte, borzelten de Drän in de Feitrun un leschten de ganze Blut wieder aus. De Häre machte großen Grad, als se wiedergam un saachte zu dr Gleen': „So, jehst bah ämal richtig uff, du dabbsliche Friene, nu will ich dr mal zeichen, wie mi ä ordentliches Feierschen macht.“ Das sollte dr Heze ihr Verbärm sin, denn im Nu bickte sich de schlaue Gredel, gab dr Alden ä zuchden Fußballerdritt un ließ se verbrännen.

Schnäll wurde nu Hänsel aus sein Schtalle befreit, un de Geshwister hubbten wie närrsch vor Freude ums Heischen rum. Da heerten se bläglich, wie von färne eener im Wald een

## Eifersuchtsdrama in drei Aufzügen



Lied fiff. „Du Hänsel, ich gloome, das is dr Baba“, rief Gredel. Dabärschlich, 's wara de Keldern, die sich uff de Suche nach ihrn beeden Schräglingen gemacht hatten. Nu gabs nadierlich ä großes Halloh, wie se das scheene fiese Heischen sahen. Un weil mit dr alten Holzhaiderhütte sein lästigen Schtorme sowieso nich mäher viel los war, holtense sich ihre boar Neebel här, un de ganze Familiche edablierte sich in dr Käfferguchenvilla.

De Häre hatte aus ihrer Juuchendzeit noch äne Druhe voll Glamodden uffgeboom, sodah sich de Holzhaiderichfrau gleich von Gobb bis Fuß nei anbeebeln konnte. Dann fand se in äner Gommode noch ä Wärdchen Rievesbrieft aus dr Häre ihrn Backschjahren, un dadrivwer hamnse sich alle viere balde grant gelacht.

# Häusliche Abrüstung

Von Deare Holzboof.

Frau Ponderby war an allem schuld. Ihre hundertneunzig Pfund Körpergewicht bildeten die Veranlassung zur Gründung unseres Fichtklubs. Sie mußte unbedingt abnehmen, hatte ihr der Arzt gesagt. Und so erstand Frau Ponderby eine vollständige Fichtgarnitur, einschließlich Fichthandschuhe, Maske und Jade, kurz alles, mit Ausnahme eines Partners. Durch mehrere Wochen übte sie, indem sie gegen ihren Gatten Ausfälle unternahm, während dieser die Zeitung las, sich rasierte oder friedlich dasaß und über die schlechten Geschäfte nachdachte.

Dies beunruhigte Herrn Ponderby und in gerechter Notwehr kaufte er sich schließlich ebenfalls eine Fichtausrüstung, um zum Gegenangriff überzugehen. Die Bekannten des Ehepaars, durch die dumpfen Schläge, das Aechzen und Krachen, das man aus deren Wohnung hörte, beunruhigt, traten ein, um Nachschau zu halten, und blieben, um zu applaudieren. So entstand der Fichtklub, und

da die Sache von drinnen sicherer als von draußen ausjah, traten auch ich und meine Frau bei.

Fichten ist zweifellos der höflichste Sport der Welt, da die Teilnehmer Masken tragen, so daß man nicht sehen kann, wie einer den andern anschlacht. Als meine Frau und ich zum ersten Male einander in Fichtausrüstung gegenüberstanden, glaubte ich zuerst, nie zuvor etwas Lustigeres gesehen zu haben — bis ich mich selbst im Spiegel erblickte. „Achtung!“, rief sie, indem sie ihr Schwert schwang und mich herausfordernd anblickte. Ich stürzte mich in das Kampfgetümmel.

Aber meine Bewegungen wurden durch meinen Brustschützer gehemmt. Er war steif und unnachgiebig wie die Polster in einem Hotelbett. Jedesmal, wenn ich einen Ausfall unternahm, sprang er in die Höhe und schlug mir die Maske herunter. Der einzige Weg, diese Unannehmlichkeit zu vermeiden, war, keine Ausfälle zu unternehmen. So entschloß ich

mich, mich auf die Verteidigung zu verdrängen und meinem Gegner den Angriff zu überlassen. Hierzu war meine Frau ernsthaft bereit. Wenn Sie jemals bei einem Fechtturnier zugefesse haben, dann werden Sie vielleicht bemerkt haben, daß der wichtigste Teil des Angriffs darin besteht, recht fest mit den Füßen aufzutampfen. Indem man den rechten Fuß vorwärtsbewegt und dann recht dröhnend auftritt, kann man den Gegner in Schrecken versetzen und zum Rückzug zwingen. Auch ist immer die Möglichkeit vorhanden, daß sich seine große Bege gerade dort befindet, wo Sie Ihren Fuß niederlegen.

Durch Anwendung solcher Methoden war es meiner Frau bald gelungen, mich gegen den Ehrlich zurückzudrängen. In solcher Bedrängung erinnerte ich mich der Abenteuerromane meiner Jugend, in denen der Held, wenn er sich umzingelt sah, stets über den Tisch sprang, die Lichter auslöschte, ins Freie stürzte, sein treues Pferd bestieg und in der Nacht verschwand. Aber ich hatte kein Pferd. So begnügte ich mich damit, die gegen mich gerichteten furchtbaren Angriffe schicksalsergeben zu parieren und zu warten, bis meine Gegnerin von selbst müde geworden war.

„Wie lang . . . wollen wir . . . das fortsetzen?“, fragte ich atemlos. „Solange, bis einer von uns den anderen mit feinem Papier trifft“, antwortete sie zwischen zwei Ausfällen. „Dann muß der eine, der getroffen ist, „Der sitzt“ sagen.“

Ich beschloß, dem Kampf, wenn möglich, sogleich ein Ende zu bereiten, und traf mit meiner Klinge ohne Umschweife das Zwerchfell meiner Frau. Kein Gentleman sollte eine Frau schlagen. Aber beim Fechten ist das eine andere Sache. Sicherlich wich meine Gegnerin vor mir zurück. „Du sollst „Der sitzt“ sagen“, erinnerte ich sie an ihre Pflichten und verfechte für meinen Vorteil ausnützend, einen weiteren Sieb.

„Hi, hi, hi,“ erwiderte sie lediglich und wollte entwischen. Ihre Widerstandskraft war zusammengebrochen. Nochmals ging ich mit meiner treuen Klinge gegen sie los.

„De . . . de . . . der sitzt . . . hi, hi!“ brachte sie mühsam heraus, bitte, hör doch endlich auf, mich zu kitzeln.“ Und allen geheiligten Fechtregeln zuwider, schlug sie mit ihrer Waffe in der Luft herum. Plötzlich erkante ein Krachen und das Splintern herabfallenden Glases — und der Luster, aus seiner Befestigung gelöst, fiel mir auf den Kopf. „Der sitzt!“, konnte ich geistesgegenwärtig, wie ich bin, noch rufen.

Das Nächste, woran ich mich erinnerte, war, daß meine Frau sich über mich beugte und mir mit ihrer Fechtmaske Kühlung zufächelte. „Ich wollte nicht den Luster auf dich werfen, entschuldigte sie sich, „ich wollte nur eine Finte versuchen.“

„Auch ich,“ murmelte ich schwach, „bitte reich mir das Nachsicht!“

Dann schlug sie mir vor, beim nächsten Gang eine Extramaske über meinen Kopf zu tragen. „Es wird kein nächster Gang stattfinden,“ erwiderte ich mit fester Stimme und stand vom Boden auf. „Leb' wohl, du treue Waffe! Meine Laufbahn als Fechter ist beendet!“

Nach der Meinung Frau Ponderbys stellt Fechten die ideale Lösung zur Vereinigung häuslicher Zwistigkeiten dar. „Jedesmal, wenn ich mit meinem Mann eine Meinungsverschiedenheit habe,“ gestand sie meiner Frau, „legen wir unsere Fechtrüstung an und kämpfen einen Zweikampf aus — wie wenn wir Monstagne und Capulet wären. Wenn wir fertig

sind, sind wir beide allzu atemlos, um noch streiten zu können. Und dann ist Fechten viel sicherer als mit Haushaltungsgegenständen aufeinander zu werfen.“ Mag sein. Aber eine noch sicherere Methode zur Vereinigung häuslicher Auseinandersetzungen ist, mit einer Münze Kopf oder Adler zu werfen. Meines Erachtens ist der Dollar noch immer mächtiger als das Schwert. Vielleicht aber wird die alte Sitte des Zweikampfes wieder aufleben, und wir werden Kläger und Beklagte ihre Streitigkeiten im Waffenjaale anstatt vor Gericht austragen sehen; die betrogene Ehegattin wird vielleicht mit ihrer Rivalin bei Sonnenaufgang in irgendeinem Park die Klingen kreuzen.

Jedenfalls beobachte ich das Waffengetöse im trauten Heim mit äußerster Besorgnis. Was immer auch die Abrüstungskonferenz des Völkerbundes entscheiden wird, ich habe mich entschlossen, im Interesse des Weltfriedens mein Schwert niederzulegen. Mag die internationale Rüstungsindustrie zusehen, wie sie ohne mich auskommt.

## Seiteres

Ein Auto hatte auf der Landstraße eine Banne. Nachdem der Fahrer den Schaden beichtigt hatte, ging er zu einem nabeliegenden Haus und fragte die alte Frau, die ihm die Türe öffnete:

„Haben Sie vielleicht etwas Öl im Haus?“ Und auf ihre verneinende Antwort:

Es kann auch Rizinusöl sein.“

Verständnisvoll lächelnd meinte die Alte:

„Das nicht, aber Karlsbader Salz können Sie haben.“

Beim Tanzen trat ein Tänzer einem anderen, der sehr dünne Beine hatte, auf die Füße. Bornig fragte der: „Glauben Sie, daß ich meine Beine gestohlen habe?“

„Nein“, meinte der andere, „das glaube ich nicht, sonst würden Sie sich wohl bessere ausgefucht haben!“

„Bitte, wie wissen Sie eigentlich, wie schnell Sie fahren, wenn Sie gar keinen Geschwindigkeitsmesser am Wagen haben?“

„Ach, das macht mir weiter keine Schwierigkeiten. Wenn ich 80 Kilometer fahre, dann klappert das Schlußlicht; fahre ich 40 Kilometer, dann klappert die Schubscheibe, bei 50 Kilometer, klapperten die Türen.“

„Und wenn Sie 70 Kilometer fahren?“

„Denn klappern mir die Zähne.“

MacPferon bekam aus Versehen 10 Schilling zuviel Gehalt ausgezahlt und steckte den Schein ohne Gegenrede ein. Als er aber am nächsten Pahltag 10 Schilling zu wenig ausgezahlt bekam, machte er einen mächtigen Krach. Man untersuchte die Sache und fand dabei auch den ersten Fehler. Natürlich konnte sich der Lohnbuchhalter die Frage nicht verkneifen warum MacPferon nicht gleich das erstemal protestiert habe.

MacPferon war aber nicht auf dem Mund gefallen und brüstete sich laut: „Wegen eines lumpigen Fehlers werde ich doch kein Theater machen. Aber wenn so etwas zweimal vorkommt.“

Gnädige (zu dem entlassenen Dienstmädchen): „Und da behaupten Sie noch, daß Sie nur in besseren Häusern gedient haben?“ — „Nein, gnädige Frau — jetzt nicht mehr!“

## Schach-Ecke

Gelagert von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönbau.

SCHACHAUFGABE Nr. 245.  
Von Ewald Blume, Alberta.

Schw.: Kf5, Ta6, Lb1, Sb2, Bd2, d4, f3, f6. (8)



Weiß: Kh4, Dh2, Tb5, g1, Ld5, d8. (6)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 242: Sc8—e7!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Dinnebler Emil, Tetschen; Schöffel Anton, Schöbritz; Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei Tetschen; Hahl Erwin, Nesterstz; Walter Ludwig und Robek Franz, Kwitkau; Tesaf Franz, Suchel; Havel Franz, Hertine; Hyna Josef und Hyna Franz, Hostomitz; Ulbert Rudolf, Prosditz; Trltsch Gustav, Wisterschan; Eckl Alois, Seltens.

### Kreismeisterschaft.

Kreismeister 1935 wurde Arbeiter-Schachklub Wisterschan.

Der mit Spannung erwartete Endkampf um die Kreismeisterschaft zwischen den Vereinen Wisterschan und Warnsdorf erfreute sich einer stattlichen Anzahl von Schachgenossen aus Krochwitz, Rosawitz, Tetschen, Bodenbach, Nesterstz, ja sogar zwei Genossen aus Sobrusan ließen es sich nicht verdrießen und kamen per Rad nach Bodenbach, um Zeugen dieses Kampfes zu sein.

Dem Gen. Jelinek als Kampfrichter stellten sich Mannschaften in folgender Aufstellung:

	Warnsdorf	Wisterschan
Brett 1	Pilz Ant. 0:1	Scharoch
„ 2	Wünsche 1:0	Frisch
„ 3	Dittrich 0:1	Robek
„ 4	Hausner ½:½	Walter
„ 5	Riedel 1:0	Schramm
„ 6	Skrbek 0:1	Röckl
„ 7	Warzel ½:½	Ernst
„ 8	Pilz Rud. 1:0	unbesetzt
Ergebnis: 4:4 Punkte		

Berechnungssystem 15½:30½ für Wisterschan.

Dieses Ergebnis dokumentiert am besten die Ausgeglichenheit beider Mannschaften. Wisterschan war in diesem Kampf entschieden vom Glück begünstigt, allerdings traten sie mit zwei Ersatzleuten und obendrein mit einem unbesetzten Brett an. Unter diesen Umständen ist das Ergebnis ein voller Erfolg des neuen Kreismeisters. Warnsdorf hatte besonders am 1. Brett Pech. Gen. Pilz unternahm in besserer Stellung eine Fehlkombination, welche ihm Figur und damit Partie und Sieg kostete.

Zum Freundschaftsspiel traten zwei kombinierte Mannschaften aus Bodenbach-Tetschen gegen Rosawitz-Krochwitz an 12 Brettern an.

### Sektionsgründung.

Den Schachgenossen aus Nesterstz ist es gelungen, im Rahmen des „Atus“ eine Schachsektion zu gründen, welcher 15 Genossen beigetreten sind. Als Leiter wurde Gen. Hahl Erwin, Nesterstz 26, bei Aussig, gewählt.